

(Nachdruck verboten.)

Else.

1) Von Alexander L. Kieland.
Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

I.

Madam Spädbom besaß ein Haus, das man „Arche Noah“ nannte. Unten in den warmen, gemüthlichen Zimmern nach der Sonnenseite wohnte sie selbst; darüber wohnte Fräulein Falbe mit ihrem Bruder, und oben auf dem Boden — es gab bloß zwei Etagen — lebte in Stiebelstuben, unter Treppen und hinter Schornsteinen ein Teil unreines Gekier, das unter der allgemeinen Bezeichnung „die Bande“ ging.

Madam Spädbom war nicht bloß eine kluge Frau, sie wurde auch buchstäblich „kluge Frau“ genannt; denn sie war Doktor oder — Quacksalber, wie der richtige Doktor sie nannte.

Aber das foßt Madam nicht groß an; sie hatte ihre gute, sichere Praxis, und ihre Kunst brachte ihr sowohl Geld als wissenschaftliche Triumphe.

Der Teil der Bevölkerung, welcher Madam Spädbom ansuchte, war nicht der feinste, aber ohne Vergleich der zahlreichste. Es konnte passieren, daß sie fünf, sechs Patienten in Behandlung liegen hatte — in kleinen Alkoven und Verschlägen, deren es eine unglaubliche Menge in dem alten Hause gab; und besonders am Abend nach der Arbeitszeit war sie vollauf damit beschäftigt, Krankenbesuche zu machen oder Patienten jeder Art zu empfangen.

Wenn dann unter diesen einer kam, der in Behandlung bei dem richtigen Doktor — Kreisphysikus Venken — gewesen war, da leuchtete es in Madam Spädboms kleinen braunen Augen, und sie schüttelte die drei grauen Hängelocken, welche auf einem Stamm über jedem Ohr hingen, indem sie sagte: „Wenn Sie von solch' gelehrtem Herrn kommen, da kann Ihnen so ein altes zahneloses Weib gewiß nicht helfen.“

Dann mußte man lange unterhandeln, bis sie sich des Patienten erbarmte; aber nahm sie ihn erst in Behandlung, so zeigte sie eine ganz besondere Sorgfalt für diejenigen, welche der richtige Doktor „aufgegeben“ hatte.

Und unter den Stadtkleuten — selbst bis hinauf zu den feinen — gingen unzählige Geschichten von Madams wunderbaren Kuren; und man brauchte ihren Namen bloß vor Doktor Venken zu nennen, da fuhr der alte Herr auf, fluchte und schimpfte — mit feuerrotem Kopf —, griff nach seinem Hut und lief davon.

Die Sache war die, daß Dr. Venken, wenn er zu einfachen Leuten kam, sich nie herabließ, irgend eine Erklärung zu geben; dazu verachtete er die Unwissenheit allzu tief. Er sagte bloß: so und so sollst Du es machen, und da ist die Medizin.

Aber wenn nun die Medizin nicht sofort half — und das kann mit der besten Medizin passieren —, dann bekamen die Leute das teure Apothekervasser satt und ebenso den strengen Doktor, welcher sich bloß auf der Diele undrehete, einen Befehl gab und ging.

Und dann kam Madam Spädbom.

Sie setzte sich nieder und erklärte ordentlich, was dem Patienten fehlte. Das konnte nun eine Art „Gust“ sein; z. B. Erdgust, oder Wassergust, oder vielleicht Leichengust, oder „ein Blutstropfen, der sich festgesetzt hatte,“ oder etwas dergleichen.

So, das konnte man doch verstehen; und wenn man dann Medizin von Madam bekam, so waren das Sachen, welche sowohl rochen als Schweiß trieben, so daß man merken konnte, es war doch nicht reiner Humbug.

Und half das auch nicht immer, so war es doch allen bekannt, daß selbst Madam Spädbom nicht über Leben und Tod gebietet; aber dann war doch gethan, was gethan werden konnte, und das war immerhin noch besser als von des Doktors verdächtiger Gelehrsamkeit ins Grab gebracht zu werden, wie es schon so vielen passiert war. Und außerdem war Madam viel — viel billiger.

Zur Mithilfe in ihrer Praxis hatte sie ein junges

Mädchen, das „Floh“ genannt wurde. Madam hatte sie zu sich genommen, nachdem sie sie von einem schlimmen Augenleiden kuriert hatte.

Floh hatte keine Eltern. Sie hieß Else.

Einen Nachnamen, glaube ich, hatte sie niemals gehabt. Denn sie war vermutlich die Tochter eines der feinsten Herren der Stadt, dessen Namen auf diese Art nicht ins Kirchenbuch kommen durfte.

In einem Pflegestift für kleine Kinder war Floh aufgewachsen, nachdem ihre Mutter — ein Dienstmädchen — gestorben war. Und hier hatte sie auch ihren Beinamen erhalten.

Er kam von einem dunkelbraunen Mantel, welchen sie bei einer Weihnachtsbescherung bekommen hatte. Anfangs war er so lang und reichlich, daß das Kind, wenn es darin herumhüpfte, so sehr einem Floh glich, daß schließlich einer witzig genug war, ihr den Namen zu geben.

Und dieser Mantel war von einem so unvertüftlichen Stoff, daß er sie in ihrem ganzen Wachstum begleitete — erst als Mantel, dann als Jacke, darauf als Taille und schließlich als Mütze mit rosenroten Kimbändern.

Sie steckte noch in dieser Kindermütze mit rosenroten Kimbändern, als sie das Augenleiden bekam. Venken als der Stiffsarzt, stimperte ein halbes Jahr lang an ihr herum, bis sie wie ein kleines Tier in einem dunkeln Winkel lag und schrie, wenn man sie nach dem Licht drehte.

Aber da brachte Fräulein Falbe sie heimlich in Madam Spädboms Behandlung, und ob es nun daher kam oder nicht: das Kind erholte sich.

Doktor Venken triumphierte: endlich war es ihm geglückt, diese hartnäckige Entzündung zu bewältigen.

Aber da konnte Madam Spädbom nicht länger schweigen, und es gab einen großen Skandal. Fräulein Falbe mußte aus der Stiftsdirektion austreten, wo sie übrigens schon vorher herzlich verhaßt war; Doktor Venken war rasend, und selbst die kleine Else mußte für ihre neuen klaren Augen büßen.

Aber da nahm Madam Spädbom das Kind zu sich, — teils weil sie wohlhabend und gutherzig war, — teils, weil Elses klare Augen ihr ein Zeugnis als Augenarzt ausstellten, — und endlich brauchte sie das Kind, um Doktor Venken damit zu ärgern.

Sie konnte er an der Arche vorbeigehen — und sein Weg führte ihn oftmals am Tage dort vorbei — ohne daß Madam Spädbom das Kind ergriff, es am Fenster aufsetzte und in den Nacken puffte, damit es dem Doktor zunicken sollte. Und wenn sie ihn so dazu bekommen konnte, daß er mit seiner erbosten Frage hineinseh, da schüttelte Madam Spädbom ihre sechs Hängelocken und gab Floh ein Stückchen Zucker.

Als Else heranwuchs, wurde sie ein feines, schlankes Mädchen — blond und etwas blaß, aber trotzdem gesund.

Sie war munter und behende und hatte ein eigenes Geschick, sich selbst und alles um sich herum nett und in Ordnung zu halten. Aber als Madam Spädbom anzufangen wollte, sie waschen, scheuern und nähen zu lassen und „sich nützlich zu machen“, zeigte sich der Floh völlig untauglich dazu; da that es ihr weh, bald hier, bald dort, und alle guten Ratsschläge und bitteren Tropfen von Madam blieben ohne Wirkung.

Madame Spädbom war, wie gesagt, auch eine kluge Frau. Sie kannte diese Krankheit gut, die gerade am Schwertragen kam und immer wie durch Zauberei am Sonntagmorgen verschwand. Aber da sie einjah, daß die Krankheit hier in einer unheilbaren Form auftrat, beschränkte sie sich darauf, ihre Hängelocken zu schütteln und etwas von „diesem verfluchten feinen Blut“ zu murmeln.

Aber die Kranken liebten Floh, obgleich sie eigentlich keine treue oder aufopfernde Krankenpflegerin war. Aber sie brauchte bloß durch die Stube zu gehen oder den Kopf in die Thüre zu stecken, so war das, als ob es Schmerzen und Längeweile erleichterte, und Madam Spädbom war sich wohl bewußt, welchen Anteil an ihren Kuren sie Flohs lustigem Lachen schuldete.

Denn das war ein Lachen von anderer Art, als all das Lachen, welches man sonst je in der Arche Noah gehört hatte.

Es konnte die Treppen hinauf laufen und hinunter in die Keller, durch das Schlüßelloch hinein bis zu den Kranken und geradewegs in das Herz der Leute, daß einige ganz warm wurden, andere mitlachen mußten; aber alle hätten sie alles in der Welt darum gegeben, Floh lachen zu hören.

Und sie lachte gratis über alles oder nichts, wie es sich traf. Sie hatte rote Lippen und gesunde, starke Zähne; aber die Augen überstrahlten alles — das war Madam Spätkboms Stolz, denn der gelehrte Doktor hatte sie ja „aufgegeben“.

Madam Spätkboms Arche war nicht so sorgfältig gebaut wie die Noahs. Sie war — rund heransgefagt — ein alter Numpelkasten von Haus, das nur stand, weil es mit neueren und stärkeren zusammengebaut war. Aber da es sich — wie alle Alten — nicht darein finden konnte, Unterstützung von der Jugend anzunehmen, warf es sich immer mehr auf die Seite, um gegen die Verbindung zu protestieren, und dadurch kam es, daß es bedrohlich über der steilen Anhöhe hing, welche auf der Ostseite zum Hasen und zu den Schiffsbrücken hinunterführte.

Es war ein Eckhaus, weiß angestrichen nach der Straße und rot auf der Hinterseite. Alle Arten von Krümmungen, schiefen Linien, schrägen Thüren, Auswüchsen schienen nach dieser Arche Repräsentanten gesandt zu haben, und wie sie in all ihrer Unmöglichkeit da stand, war sie ein ebenso großes Rätsel für die moderne Architektur wie die Noahs.

Aber solide mußte sie doch immerhin sein, denn sonst wäre die Vande sicher längst hinunter in den Keller gefallen — bei dem Leben, welches da oft herrschte. Für Falbes war es eine große Plage, besonders in der Nacht, wenn es oben bei der Vande unruhig war. Am Tag waren sowohl Schwester wie Bruder meistens auswärts. Sie hatte eine Mädchenschule in dem feineren Teile der Stadt, und er war jedenfalls nicht in der Arche.

Sie gehörten einer alten Beamtenfamilie an, aber mit ihrem Vater war etwas vorgefallen. Das Gerücht sagte, er hätte sich erhängt oder erschossen — wegen Unterschleif, aber das war eine Reihe von Jahren her und in einer ganz anderen Ecke des Landes, so daß niemand recht Bescheid wußte.

Gewiß ist, daß die Kinder halb fremd in der Stadt blieben und einsam und ärmlich lebten. Die Mädchenschule des Fräulein stand in großem Ansehen, obgleich sie selbst gar keine beliebte Persönlichkeit war. Dazu war sie allzu selbstständig und originell.

Fräulein Falbe mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein — der Bruder war zwei, drei Jahre jünger — sie war blond mit großer, gebogener Nase und ernsten Augen. Aber manchmal konnte sie so freundlich lachen, daß die Leute, welche es zum ersten Mal sahen, ganz erstaunt waren.

Christian Falbe ähnelte seiner Schwester, aber er war ein hübscher Mann; die große Familienmase kleidete ihn besser.

Am diese selbe Nase sammelte sich indessen schon in seinem dreißigsten Jahre ein rötlicher Schein; denn Christian Falbe trank sehr viel.

Wenn er in einer großen Stadt gelebt hätte, wäre er wahrscheinlich ein ganz mäßiger Caféhausbesucher geworden. Aber in einer kleinen Stadt, wo es nicht angeht, Restaurationen zu besuchen, verlegt man sich auf Schleichwege und da lernt man trinken.

Die ganze Stadt wußte das natürlich von Falbe, während die Schwester sich einbildete, daß sie es vor allen verborgen hielt, denn das war ihr stetiger Gedanke und ihre ewige Sorge vom Morgen zum Abend und oft vom Abend zum Morgen. Sie hatte es aufgegeben, ihn zu bessern; sie war aller seiner guten Gelübde und mißglückten Versuche müde; nun galt es, bloß ihn auf irgend eine Art oben zu halten und dann — es zu verbergen.

Sie kannten das Geschick ihres Vaters; aber bei ihr hatte sich der Familienstolz in Energie gesammelt, bei ihm hingegen in müßiger Unzufriedenheit und Bitterkeit.

Er war stink und sehr begabt. Wenn er seine besseren Perioden hatte, gab er Privatunterricht in Sprachen. Aber dann kam das Trinken wieder über ihn, und er verschwand für ganze Wochen und kehrte in der kläglichsten Verfassung zur Arche zurück.

Die Schwester verdiente genug für beide. Sie that Geld in sein Portemonnaie, während er schlief; sie lächelte ihm zu, wenn er am Abend betrunken heimgekommen war; sie be-

reitelte das Essen — das beste Essen, welches sie für ihn finden konnte. Er aß und trank und dankte nie.

Aber das war auch Fräulein Falbes einzige Schwäche; das sagte sie sich selbst in einsamen Stunden. Sonst war sie tüchtig, mutig, selbstständig und unermüdtlich thätig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Besessensbühne.

(Der Besiegte. Der Kammerfänger.)

Um es gleich zu sagen: verstanden habe ich das „mystische Drama“ nicht, das Herr von Scholz unter dem Titel „Der Besiegte“ geschrieben hat. Ich bin natürlich nicht roh genug, um den Grund dieser betrübenden Thatsache in der symbolistischen Poesie des Dichters zu suchen. Vielmehr räume ich gern ein, daß ich am Ende nicht den besonderen Verstand habe, den Scholz und die übrigen Propheten für ihr Brimborium brauchen. Wenn mich dabei etwas tröstet, ist es der Umstand, daß diese Sorte von Verstand in Berlin überhaupt nicht sehr verbreitet zu sein scheint. Ich fragte im Foyer manchen, der für einen guten Kopf gilt, ob er das Stück verstanden habe. Die Antwort war immer ein unterschiedenes „Nein“!

Unter so bewandten Umständen blieb einem gewissenhaften Manne nichts anderes übrig, als im Buch zu suchen, was er in der Aufführung nicht finden konnte. Ich versuchte mir also die erhabene Dichtung und benutzte den frostklaren Wintertag, um mich in ihre nichts weniger als klare Poesie zu vertiefen. Mein Fleiß wurde auch sofort belohnt. Nicht etwa, als ob ich die dunkle Sache verstanden hätte. Ach, nein! Derartige Dichtungen würden ihren Beruf verfehlen, wenn man sich etwas bei ihnen denken könnte. Um alles in der Welt nicht denken! Nichts ist so kompromittierend wie ein Gedanke, heißt es irgendwo bei Nietzsche. Mein Lohn war anderer Art. Ich erkannte, daß es keineswegs so blamabel sei, die Dichtung nicht zu verstehen, als ich anfangs angenommen hatte. Ich glaube zu der Annahme berechtigt zu sein, daß Herr von Scholz sie auch nicht versteht. Wenigstens warnt er sein Publikum eindringlich, bestimmte Gedanken in dem Stück zu suchen. Man höre den Anfang des Prologs:

Sucht nicht das Wort, das alles lösen kann,
was dieser Stunde schwerer Dämmertraum
Euch bringen wird. Ein scharfer Bann
rührt, wenn der Tag verpflüht in Duft und Schimmer,
oft Eure Seelen wehend an,
bis Ihr allein seid, Ihr im leeren Raum!
Rein Wort sagt Euch, was Ihr empfindet —
es wird aus Wolken, bis es wollig schwindet.

Da so der Dichter mit einer in ihrer Art anerkanntwertigen Bescheidenheit selbst einräumt, daß man unmöglich aussprechen kann, was man bei seiner Dichtung fühlt, bescheide ich mich gern. Es bleibt mir demnach nichts weiter übrig, als einfach meinen Lesern zu erzählen, was denn nun eigentlich vorgeht. Die nicht eben angenehme Aufgabe wird durch den Umstand erleichtert, daß eine solche Wiedergabe zugleich die beste, ja genau genommen, die einzig mögliche Kritik ist.

Also: es treten in diesem „mystischen Drama“ nicht Personen auf, auch nicht handelnde Menschen, wie es eine Zeit lang unter dem Naturalismus Brauch war, sondern „Gestalten“. Die erste ist „die Sage“, die in einem Prolog das Publikum auf die Mystik schonend vorbereiten soll. Nachdem so die geistigen Ansprüche herabgestimmt sind, beginnt das eigentliche Spiel. Ich würde meine Pflicht verletzen, wenn ich nicht erwähnte, daß die schleierhafte Geschichte im Neuen Theater nun auch wirklich hinter einem Schleier gespielt wurde. Man hatte einen durchsichtigen Vorhang herabgelassen, der während des ganzen Spiels nicht aufgezogen wurde. Auf diese Weise zog die „Handlung“ wie ein Nebelzug am Auge vorüber, was eine ebenso billige als tief sinnige Stimmungswirkung genannt werden muß. Das Stück spielt auf einer deutschen Burg in irgend einer sagenhaften Zeit. Die Herrin der Burg ist „ein schönes, volles Weib, hellgekleidet (grünviolett mit weißen Aermeln), dunkelrotes Haar. Sie ist in der Mitte der Dreißiger, eine Brunnhildesgestalt.“ Die Dame hat neben ihrem Gatten einen Liebhaber, der Wolf heißt und als groß, läppisch und ungeschlachtet geschildert wird. Dieser Wolf kämpft mit einem fremden Ritter, der seine Dame gehöhnt hat. Da er mehr ein Mann von Muskeln, als von Verstandnis, besiegt er ihn auch und führt den „Besiegten“ seiner Herrin als Diener zu. Das hätte er nun freilich lieber nicht thun sollen, denn mit dem „Besiegten“ zieht ein wahrer Höllenspuk ein. Die Geschichte fängt jetzt an sehr dunkel zu werden und ich gestatte mir ein kurzes Stöhngedebet, ehe die Nacht der Mystik mich verschlingt. Also: der „Besiegte“ scheint mit einem spukhaften Ritter identisch zu sein, der bereits seit uralten Zeiten in der Gegend sein Wesen treibt. Er hat die Eigentümlichkeit, als Ritter ins Haus zu kommen, die Dame des Hauses zu verschüchtern und dann in geheimnisvoller Weise als Mönch zu verschwinden. Wenn ich recht verstanden habe, sterben die Damen regelmäßig, nachdem sie von ihm in dieser Weise bedacht sind. Der Besiegte gewinnt also zunächst das Herz der Herrin,

wie es scheint, durch einige mittelmäßige Verse. Darauf gehen beide ab — ins Schlafzimmer. Die leere Stube füllt sich nun mit dem Herrn des Hauses und seinen Freunden, die ein wildes, aber sympathisches Beben begehen. Man unterhält sich von dem sagenhaften Ritter, der wieder gesehen sein soll, und stellt ihm einen Humpen hin, falls er erscheinen sollte. Er erscheint nun wirklich und zwar als Mönch, wie die Sage vermeldet. Die Ritter sind natürlich vom Schreck gelähmt, und das benutzt der ehrenwerte Mönch, um ihnen eine moralische Standrede über ihr verrücktes Kneipen zu halten. Wie er dazu kommt, ist mir nicht recht klar geworden. Es scheint mir immer noch harmloser, die Nacht beim Becher, als in einem fremden Ehebett zuzubringen. Aber na! Der Mönch hält seine Rede, wirtschaflet mit seinem Crucifix herum und geht. Dann kommt die Herrin aus dem Schlafgemach. Die Liebe hat sie offenbar lyrisch gemacht: sie singt, und zwar singt sie von einem Liebsten, den sie gehabt hat und den sie durchaus wiederhaben will. Der Ehemann wohnt dieser Scene natürlich mit sehr gemischten Empfindungen bei und rennt ihr schließlich einen Säbel in den Leib. Wie es scheint, in einer Umwandlung von Frömmigkeit holt man den Mönch zurück, der an ihrer Leiche ein Gebet sprechen soll. Er weist die Anwesenden hinaus, läßt Totenkerzen bringen und hält nun einen lyrischen Sermon, den ich mir teilweise verstanden habe. Schließlich gebietet er dem Mond, sich zu verfinstern und benutzt die Dunkelheit, um in geheimnisvoller Weise zu verschwinden.

Das wäre alles. Wenn die „Secessionsbühne“ uns noch einmal mit derartigem Konfess kommt, dürfte sie bald nicht mehr in der Lage sein, wieder zu kommen. Wir haben bereits früher ausgesprochen, daß wir Vereinsbühnen für eine litterarische Notwendigkeit halten; aber natürlich nur dann, wenn sie Dinge aufzuführen, die der Aufführung wert sind. Wenn man Bühnen gründet, um seine lyrischen Vetter aus ihrer bescheidenen Verborgenheit herauszuholen, treibt man Unfug. Die Eitelkeit ist am Ende eine berechtigte Eigenschaft kleiner Lyriker. So lange sie ihre Befriedigung in genialen Frisuren, mystischen Kravatten und derartigen Dingen findet, ist sie auch harmlos. Wenn sie aber Bühnenvereine gründet und unbescholtene Leute zwingt, stundenlang ihrem übermäßigen Zanbertrium beizuwohnen, wird sie gemeingefährlich. Ueber die Mystik in der Kunst mag man denken, wie man immer will. Was aber Herr Scholz bringt, ist gar keine Mystik, sondern verworrenes Zeug, das aus einem offenbar nicht ganz entwickelten Gehirn stammt.

Dem „Besiegten“ folgte ein barocker Schwank von Franz Bedekind. Er macht allerlei satirische Randglossen zu dem Schicksal eines Kammerjägers, der von liebestollen Weibern, verkannten Komponisten usw. übel geplagt wird. Viel Kunst steckt nicht darin, genau gesehen vielleicht gar keine. Dafür aber hat der Autor einigen Witz, über den das Publikum sich mit Recht freute. Notwendig war die Aufführung des Stückes keineswegs, aber eine direkte Versündigung an der Aufgabe der Vereinsbühnen war sie aber auch nicht. In dem Bewußtsein, daß man sich eine halbe Stunde ganz nett amüsiert hat, kann man über die ganze Sache zur Tagesordnung übergehen.

Die Darstellung war gut. Besonders der „Besiegte“ war von Martin Fiedel unbedeutend sein inszeniert. Von den Schauspielern traten im ersten Stück Gregori, im zweiten Pagah und etwa noch Dieusfeld hervor.

Erich Schallier.

Kleines Feuilleton.

8. Eine Gemeinheit. Das Berliner Zimmer lag in gemüthlichem Halbdunkel. Die niedergelassenen Jalousien tiefen auch nicht einen Schimmer der beginnenden Morgendämmerung herein. Wände gedämpft durch das rote Kesselfall der Glode floß das Licht der Ampel von der Decke herab. Die Familie schlief noch den festen, friedlichen Schlaf der Gesunden und Sorglosen. Zwischen den breiten Kuschbaumbettstellen der Eltern stand das rosaverhangene Himmelbett des kleinen Mädchens. Sie hatte den blonden Lodenkopf tief in die weichen spitzenbesetzten Kissen gedrückt. Die seidene Steppdecke war etwas zur Seite geglitten, aber die mollige Wärme, die der Kamin ausströmte, ließ sie es nicht empfinden, daß ihre Beine unbedeckt waren.

Tiefe Stille; nur die Atemzüge der drei Schlafenden füllten den Raum. Da plötzlich ein schriller Laut. Vom Korridor herein tönt ein helles langgezogenes Klingeln. Das kleine Mädchen zuckt zusammen und wirft sich schlaftrunken hin und her, dann fährt sie jäh empor, namenloses Entsetzen malt sich in ihrem Gesicht.

„Mama! . . . Mama!“

Die Frau richtet sich mit einem Ruck in die Höhe: „Ena! . . . Mein Himmel, Ena, was ist denn los?“

Vom Korridor her tönt noch einmal das lange Klingeln.

„Mama . . . hörst doch nur, Mama!“ Das kleine Mädchen saßt der Mutter Hand. — „Wer kommt denn da? Es ist doch Nacht? Ach, Mama, ich glaube mich so!“ sie beginnt zu weinen.

Auch der Vater ist wach geworden, ärgerlich dreht er sich auf die Seite: „Na, was soll denn der Spektakel bei nachtschlafender Zeit.“ Die Mutter tätschelt nach dem Kinde hinüber: „Ist ja nichts, Ernachen, schlaf nur, schlaf, mein Mäuschen.“ Und zu dem Mann gewandt: „Hat sich wohl einer in der Thür geirrt. Vielleicht der Student von oben, der ist ja ohnehin immer betrunken, wenn er nachts

aus seinen Damenkneipen kommt . . . Schon wieder? Das ist aber stark!“

Das Klingeln tönt ohne abzusehen.

„Da werd ich aber doch mal nachsehen!“

Sie springt mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und wirft den Morgenrock über und eilt hinaus. Erst nach einer ganzen Weile tritt sie wieder ein, zornbebend wirft sie eine Zeitung auf den Tisch: „Nein, es ist ein Skandal! . . . Ein Skandal ist es. Weißt Du, wer es war? Das kleine Zeitungsmädchen. Sie bekam das Blatt nicht durch den Spalt, weil es so dunkel ist; draußen liegen lassen wollte sie es nicht, sagt sie — sonst würde es wieder gestohlen, wie neulich, und sie müßt es bezahlen. Darum klingelt solch' Balg einen früh morgens 6 Uhr aus dem Schlaf! . . . Na, Ernachen, schläfst Du denn noch nicht wieder?“ Sie tritt an das Bett des Kindes und streckt ihm die Arme entgegen: „Na, dann komm in Mamas Bett hinüber, Mäuschen. Komm . . . Komm geschwind! Siehst Du, nun liegen wir warm, nun werden wir schön schlafen beide, nicht wahr, mein Herz?“

Sie zieht das Dedbett über sich und das Kind, aber während die Kleine sich wohligh in ihre Arme schmiegt, erwacht in ihr der Kerger von neuem: „Nein, ich schreibe es nacher dem Expediteur, diese nichtsnutzige kleine Föhre! Selbst das Kind hat sie mir wach gemacht mit ihrem tollen Klingeln, selbst das Kind, so eine Gemeinheit — wo alles schreit, daß es ungesund ist, die Kinder aus dem Morgen Schlaf zu scheuchen. Ich schreibe es dem Expediteur . . . er soll sie vornehmen . . . so eine Gemeinheit!“ —

— „Es ist erreicht!“ Die „Grenzboten“ schreiben: Wenn der Indianer oder der afrikanische Wilde seinen Feinden fürchterlich erscheinen will, so streckt er sich eine lange Feder ins Haar oder durch die Nase. Der europäische Kulturmenschen, der seinen Mitmenschen groß und gewaltig vorkommen möchte, deckt sich seit etwa zehn Jahren seine Schnurrbartenden bis zu den Ohren in die Höhe. Es wird also für künftige Kostümforscher zu den Kennzeichen einer bestimmten Epoche gehören, westwegen es wohl der Mühe wert ist, einen Augenblick über seine Ursprünge nachzudenken. Ueber seine neuerliche Herkunft ist nicht so leicht ins Klare zu kommen, wie über sein erstes Erscheinen. Der hochgestrichene Schnurrbart (bigote levantado) ist in Spanien erfunden, zu einer Zeit, als die spanische Macht in Europa schon gebrochen war, als aber ihre Ansprüche noch sehr hoch gingen, am Hofe Philipps IV. Der König war ein schlaffer und weislicher, aber sehr hoffärtiger Herr. Ihm verdankt die Mode den vatermörderartig aufrecht stehenden spanischen Kragen (anstatt der bis dahin gebräuchlichen radförmigen Kränze) und er selbst trug auch zuerst mit den aufgerichteten Schnurrbart, sobald er nämlich einen hatte, denn er kam 1621 sehr jung zur Regierung. Vom spanischen Hofe aus verbreitete sich dieser Schnurrbart weiter, ihn trug Philipps Schwager, Karl I. von England, ebenso ein Teil der österreichischen Habsburger, er kam nach Belgien, und die spanischen Soldaten brachten ihn während des dreißigjährigen Krieges mit nach Deutschland; auch bei den Schweden finden wir ihn, sowie in Frankreich unter Ludwig XIII. Unter Ludwig XIV. fällt dann der Bart, und das Zeitalter des Rokoko kennt innerhalb der guten Gesellschaft nur glattrasierte Gesichter, bis die französische Revolution, zunächst allerdings bloß für das Militär, den Schnurrbart wieder aufbringt. In dem übrigen Europa steigt der Schnurrbart nur selten so übertrieben in die Höhe, wie in seiner spanischen Heimat. Hier wurde er mit Schnurrbartbinden und Futteralen gezüchtet, und wenn wir die Bilder von Velasquez oder Murillo ansehen, so begreifen wir, daß ein richtiger Vollblutspanier ohne solche Zwangsmittel sein Schnurrbartideal gar nicht hätte verwirklichen können. An diesem Punkte sind wir heute wieder angelangt. Nur besteht ein Unterschied und nicht zum Vorteil unserer Zeit. In Spanien war der aufgestrichene Schnurrbart, wie wir aus den alten Bildern sehen, eine Art Vorrecht des Kavalliers und des Soldaten, der einfache Bürgermann trug ihn in allgemeinen nicht. Heute schmückt er den martialischsten Lieutenant und den friedfertigsten Seifenfieder, und aus dieser Nivellierung ergeben sich unsagbar komische Eindrücke. Aber mehr als das. Einst hörte ich eine kluge Mutter ihrem zu ihr in die Ferien zurückgekehrten Sohne sagen: „Du müßt nicht so viel mit Deinem Barte aufstellen; die Leute meinen sonst, der Bart wäre die Hauptsache an Dir.“ Das Wort sollte sich eigentlich jeder Mann von Geschmack merken. Der Bart trägt zum Gesichtsausdruck bei, er kann ein Teil der äußeren Persönlichkeit werden. Tritt er aber so ungebührlich und vordringlich auf wie hier, so nimmt er die Charakteristik beinahe ganz auf sich. Der geistvollste Kopf und das ausgeprochene Scharfsinnigst werden auf solche Weise einander ähnlich. Dieses gewinnt vielleicht, soweit dies überhaupt möglich ist, jener aber verliert sicher, und er weiß es nicht, weil er immer nur in seinen Schnurrbart verbleibt ist.

Theater.

Lesung-Theater. „Josephine“ von Hermann Bah r. Kunz von der Rosen, Du bist ein Narr. Kein Narr der Komödie, in dem die Weisheit des Lebens steht, sondern ein Narr des Lebens, der die Weisheit der Komödie nicht begreift. Ich laß Dich hängen, wenn Du grämlich thust. Ich verknüppe Dich an Blumenthal, wenn Du nicht lästst. Ich mache Julia zu Deinem Vetter, wenn Du schäbig bist. Du sollst heut fröhlich sein. Oder begreift Du nicht, um was es sich handelt? Um einen Witz, schwerfälliger Freund! Um einen Witz! Herr Bah r hat eine Komödie geschrieben, was an sich schon

ein Wig ist, wenn auch ein kräftiger. Er nahm Napoleon zum Helden, was den Wig in einen Stater verkehren könnte, wenn nicht Herr Wahr ein so geliebener Dichter wäre. Es muß man sein, banernschlau, premierenpflüchtig — zum Teufel, Kunz, die Alten waren klug und wir sind smart. Wenn es Menschen giebt, die den kleinen Affen schmeicheln, der in jeder großen Natur steckt — warum sollte es nicht Poeten geben, die den kleinen Affen besingen? Warum sollte Wahr in Napoleon nicht den geilen Affen zeigen und warum sollte er — berufen wie kein zweiter — nicht auch den Napoleon schildern, der bei Tolma Rosen studiert?

Kunz von der Rosen, Du bist nicht froh, Daß der Wig nach zwei Akten ausging, scheint Dir fatal. Nicht einmal Jek. Groß hat Dich begeistern können, obwohl sie sich auszog, soweit es die Grenzen der Unanständigkeit erlaubten. Nun sei doch klug. Oder merkst Du noch immer nicht den Wig? Wir waren im Lessing-Theater.

Jetzt lachst Du schon. — E. S.

Volksskunde.

— „Mummelis.“ Aus Wehersheim im Elsaß wird der „Straßburger Post“ geschrieben: Ein bemerkenswerter Volksgebrauch, über dessen Wert sich freilich streiten läßt, wird in unserem Dorfe geübt. Wenn unsere Bauern, ob jung, ob alt, lustig aufgelegt sind, besonders in der fröhlichen Laune nach einem guten Essen oder nach einem lästigen Männertrank, so spielen sie „Mummelis“. Dieses sonderbare Spiel besteht darin, daß sich je zwei Männer mit den Köpfen antennen; sei es in der freien Stube, sei es auch über den Tisch hinweg, wobei nicht selten Gläser zerbrochen werden und Teller in Scherben gehen. Die Beteiligten suchen sich gegenseitig so übel als möglich zuzurichten und zielen nicht nur auf den — hierzulande immerhin harten — Schädel, sondern auch auf Lippen, Nase und Augen, so daß mancher aus dem Kampfe mit eiskaltem Gesichte hervorgeht. Regeln giebt es bei diesem Kampfspiel nicht, Preise auch nicht; es gilt bloß um die Ehre, den Gegner möglichst übel zuzurichten. Auch ist es verboten, dem Sieger böse zu sein, und trotz der erlittenen Weiden, Blässe und Stöße muß man am Ende friedlich aneinandergehen. Dieser eigentümliche Sport, über dessen Entstehung nichts bekannt ist, steht so viel wir wissen, im Elsaß ganz vereinzelt da. Der Name „Mummelis“ ist zusammen zu bringen mit dem mundartlichen „Mummel“ gleich „Tier.“

Aus dem Pflanzenleben.

— Der Zwilling oder Honigbaum. Am Oststrande Sannatras haben, wie wir in Spemanns Wochenchrift „Mutter Erde“ lesen, sich die Eingeborenen gewisse Gebiete reserviert, die nie verkauft werden dürfen. An Europäer werden sie auch nur unter gewissen einschränkenden Bedingungen verpachtet, so dürfen Obstbäume, Baumstämme und vor allem der Zwilling oder Honigbaum nicht geschlagen werden. Der Zwilling gehört der Familie der Leguminosen an, seine Blätter gleichen denen der stacheligen Azalie, die ganz kleinen Blüten wachsen in Dolben und die Früchte sind Hülsen, deren jede nur ein Samen Korn enthält. Er ist höher als alle andern Bäume jener Gegend. Oft sehen die ersten Äste erst in einer Höhe von 30 Meter an. Honigbaum heißt er, weil ganze Schwärme von Bienen ihre Waben in sein Gezweig hineinbauen. Der Zwilling ist aber eine direkte Gefahr für die Bodenkultur, da er das Wachstum anderer Pflanzen allzu sehr hemmt und er wird trotz des Verbotes oft vernichtet, nicht gefällt, da sein Holz so hart ist, daß sich kaum ein Kuli daran wagen würde. Er wird einfach lebendigen Leibes verbrannt. Man kühlt den Baum von allen Seiten her, füllt den Zwischenraum zwischen den Weisern und dem Stamm zur Zeit, wo die Ästungen verrotten sind, mit trockenem Gestrüpp aus und zündet dasselbe an. Das Feuer wird unterhalten, bis die Flamme die fast unentzündliche Rinde durchdrungen und das Holz selbst brennt. Langsam brennt der Biese und stürzt dann schließlich mit kolossalem Krach zur Erde, da liegt er oft 6—8 Wochen, das Holz brennt durch und die Rinde bleibt intakt. Auf den Zweigen des Zwilling wächst sehr oft eine Feigenart, deren Samen von Vögeln dorthin verschleppt wurden; die Wurzeln hängen zur Erde hinunter. Manchmal bewirkt auch der Parasit den Untergang des Baumes. Den Affen dienen die Wurzeln des Feigenbaumes als Leiter und in ganzen Haufen klettern sie hinauf, um die süßen Früchte zu naschen.

Technisches.

— Fischschuppen. Im Handel und in der Technik unterscheidet man unter diesem Namen verschiedene tierische Stoffe. In Apotheken und Droguenhändlungen versteht man die getrocknete, unter der Haut des Zintenfisches befindliche Mädenschale. Benutzt wird davon die weiße schwammig-blättrige Masse, die unterhalb der harten, spröden Schale befindlich ist. Früher benutzte man die pulverisierte weiße Masse als Material für Zahnpulver, als Fieber- und Magenmittel innerlich und zum Begreiben von Tintenstrich und Tintensteden von Papier. Vorzüglich geeignet ist die weiße Masse auch zur Herstellung von Gußformen kleineren Umfangs zum Gießen edler Metalle. So z. B. lassen sich Münzen vorzüglich in die glattgeschliffene Fischschuppe eindrücken und geben auf diese Weise eine Gußform, wie sie kaum aus einem anderen Material schöner hergestellt werden kann. Die Technik verwendet heute auch die Schuppen von Weiß- und anderen silberglänzenden Fischen zur Her-

stellung einer Flüssigkeit, mit der man Glasperlen das eigentümliche lässerliche Aussehen der echten Perlen geben kann. — („Lehrn. Mundschau“.)

Humoristisches.

— Häusliche Censur. „Du bestehst also darauf, den Sündenfall malen zu wollen?“

„Ja gewiß!“
„Nun, ich muß gestehen, daß ich diese Idee für einen jungen Ehemann durchaus unpassend finde!“

— Von ihrem Standpunkt. Sanitätsrat: „So so, also Sie fühlen sich jetzt immer matt! Wann stehen gnädige Frau allmorgendlich auf?“
Kommerzienrätin: „Wann werd' ich aufstehen? Zwischen 12 und 1 Uhr, — wie alle Welt!“

— Der Mäcen. Geldproy (zum Gelehrten): „Ich weiß, junger Mann, Sie möchten gern berühmt werden. Gehen Sie hin, entdecken Sie den Nordpol! Ich bezahl's!“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Von Ernst Breezang ist eine Neuauflage der Dichtung „Weihnacht“ erschienen. Die Buchhandlung Vorwärts hat den Vertrieb des Heftchens, dessen Preis 10 Pfennige beträgt, übernommen.

— Von Arno Holz erscheint in den nächsten Tagen im Verlage von Johann Cassenbach, Berlin, ein neues Buch: „Revolution der Lyrik“.

— Adolph L'Arronges neues Schauspiel, das am Weichnachtsstage im Schauspielhaus in Scene geht, führt den Titel: „Otto Langmann Bwe.“

— Otto Ernsts vieraktige Komödie „Jugend von heute“ ist bereits vom Berliner Schauspielhaus, ferner von Theatern in München, Stuttgart, Wiesbaden, Magdeburg und Hamburg angenommen.

— Siegfried Wagners „Värenhäuter“ kommt im Berliner Opernhaus im Februar zur Aufführung.

— Im Berliner Opernhause wird die dreiaktige Märchenoper „Das eiserne Pferd“, Text von Scribe, Musik von Auber, neu einstudiert. Engelbert Humperdinck hat sie für die deutsche Bühne neu bearbeitet.

— Eine dreiaktige Oper von Georg Hentschel „Rubia“ fand bei der Erstaufführung in der Dresdener Hofoper eine freundliche Aufnahme. Der Text ist von Max Halbe nach einer Novelle von Richard Volz verfaßt.

— In einem Unfall von Schwermut stürzte sich in Dresden der unter dem Namen „Milado“ bekannte Schriftsteller Adler v. d. Planitz aus seiner Wohnung auf den Platz herab und blieb sofort tot. Er ist besonders als Verfasser der „Sächsischen Schnadahlstyn“ in den „fliegenden Blättern“ bekannt geworden.

— Josef Kainz erhält nach seinem neuen Vertrage mit dem Wiener Burgtheater, der ihn für zwölf Jahre verpflichtet, eine Jahresgage von 18 000 Gulden und kontinentalen Urlaub für seine Gastspiele.

— Eine neue Operette von Ludwig Engländer „Der kleine Corporal“ hatte im Wiener Carl-Theater bei der Erstaufführung einen lebhaften Erfolg.

— Henrik Ibsens neues Drama führt den Titel „Wenn die Toten erwachen, Dramatischer Epilog“.

— Im Amsterdamer Theater wurden im letzten Jahre 48 Stüde gegeben, von denen nur acht holländische waren, und unter diesen nur eine Premiere.

— Der holländische Kom-Preis ist jüngst einem Fräulein Myhssen zuerkannt worden. Das Werk der jungen Künstlerin, ein den Frühling darstellendes Standbild, ist mit der goldenen Medaille bewertet worden.

— Die Operette „La fille de Madame Angot“ von Lecocq erlebte mehr als 20 000 Aufführungen und erzielte 50 Millionen Franks Einnahmen.

— An der ganzen Ostküste Koreas, namentlich in der Gegend von Ulsan, findet man, nach dem „Ost. Lloyd“, japanische Frauen, die dem schweren und gefährlichen Beruf von Tauchern nachgehen. Fast alle stammen aus Schima. Viele von ihnen sind die bekanntesten Fischereiplätze Japans. Diese Taucherinnen sind zwischen 17 und 30 Jahr alt. Sie machen meist auf Agar-Agar, Tang, Seerohr usw. Jagd. Sie erhalten von den Unternehmern freie Station und verdienen außerdem zwischen 12 und 16 Yen (etwa 48—64 M.) im Monat.